

## Die „Ueberwindung“ der Metaphysik durch den scientificistischen (logistischen) Positivismus.

Von Arnulf Molitor.

(Schluß.)

---

Nach Feststellung des mutmaßlichen historischen Zusammenhangs sei zunächst auf die zahlreichen Unausgeglichenheiten der Abhandlung Carnaps hingewiesen obwohl ich diesen Hinweis nicht etwa für an sich entscheidend halte. Wenn alle Sätze, die Anspruch auf ›Sinn‹ erheben, sich auf ›sinnvolle‹ Elementarsätze zurückführen oder durch solche interpretieren lassen müssen, aber „die Frage nach Inhalt und Form der ersten Sätze (dieser Elementarsätze) noch keine endgültige Beantwortung gefunden hat“, wie uns Carnap selbst (*Die Ueberwindung* etc., S. 222 f.) ausdrücklich sagt, — so wird es schwer verständlich, wieso es dann „unabhängig von der Verschiedenheit dieser Auffassungen . . . feststehen“ kann, „daß eine Wortreihe nur dann einen Sinn hat, wenn ihre Ableitungsbeziehungen aus Protokollsätzen (d. h. solchen „ersten“ Sätzen) feststehen“, (mögen diese Sätze selbst nun so oder so beschaffen sein). Denn wir müßten dann ja wissen, was aus solchen Sätzen (deren Inhalt und Form noch nicht endgültig festgelegt ist), abzuleiten ist, folgen soll, und woraus sie selbst abzuleiten sind, woraus sie hervorgehen. Ich kann nun nicht finden, daß darin ein klarerer Sinn liegt, als in den meisten „metaphysischen“ Sätzen. Die Argumentation Carnaps wird auch nicht deutlicher und nicht überzeugender, wenn er uns — sachlich allerdings sehr mit Recht — ausdrücklich erklärt, daß man zwar „in der Erkenntnistheorie zu sagen . . . pflege, daß die ›ersten Sätze‹ sich auf ›das Gegebene‹ beziehen,<sup>1)</sup> daß aber keine Uebereinstimmung in der Frage bestehe, was als

---

<sup>1)</sup> Wenn die „ersten Sätze“ sich auf „das Gegebene“ beziehen, wie sollen sie — wenn nicht etwa „das Gegebene“, bezüglich dessen ja „keine Uebereinstimmung besteht“, selbst ein Elementarsatz (bzw. -sätze) ist, — aus andern Sätzen ableitbar sein, was doch nach Carnap eine notwendige Bedingung ihrer Sinnhaftigkeit zu sein scheint? Vgl. o. S. 21 und 24.

gegeben zu bezeichnen ist.“ Wir erfahren natürlich ebensowenig, wie dieses „Feststehen“ der Ableitungsbeziehungen, wenn schon mit Grund davon die Rede sein könnte, selbst unter den obwaltenden Umständen (d. h. bei noch zweifelhaftem Inhalt und Form der Elementarsätze) zu verifizieren, noch, aus welchen Sätzen es wiederum abzuleiten wäre, — beides Forderungen, die Carnap an anderen Stellen selbst erhebt.<sup>1)</sup> Erst recht aber bleibt es zweifelhaft, wann man eigentlich dessen sicher sein darf, „das Kriterium eines Wortes“ wirklich zu besitzen, i. e. das völlig hinreichende, absolute, durch das ja erst seine „Bedeutung“ für Carnap „bestimmt ist“, wenn dieses in jenen Ableitungsbeziehungen seines Elementarsatzes besteht.<sup>2)</sup> Auch der Schluß, l. c. S. 225, daß eine „angebliche metaphysische Bedeutung“ eines Wortes (die es im Unterschied von der gewöhnlichen, empirischen haben soll), überhaupt nicht existiert, und zwar deswegen nicht, weil dafür noch kein solches „Kriterium“ angegeben wird, erscheint vielleicht insofern ein wenig verfrüht, als gleichwohl früher oder später ein solches gegeben werden könnte, wenn es auch vielleicht auf praktischem, emotionalem Gebiete läge.

Was ferner die „drei Varianten des Sprachgebrauchs“ bezüglich des Wortes „Gott“ betrifft, so soll es „im mythologischen“ eine durchaus klare (nämlich empirische) Bedeutung haben. Welche das aber ist, macht uns Carnap leider nicht klar, es sei denn, daß die „eines im Körperlichen steckenden seelischen Wesens“ gemeint ist. Ob aber das durchweg die Bedeutung ist, die das Wort in den Mythologien bzw. Religionen der Primitiven hat, mag dahingestellt bleiben. Warum die Definitionen des „metaphysischen“ Gottesbegriffes auf Wahrheitsbedingungen eines Elementarsatzes (von der Form  $\ast x$  ist ein Gott $\ast$ ) führen müssen, wird uns (wenigstens hier) in keiner Weise überzeugend dargetan, sondern höchstens (in den Ausführungen über „Sinn“ und „Bedeutung“) suggeriert.<sup>3)</sup> Noch weniger wird selbstverständlich ein Beweis oder auch nur eine noch so dürftige Begründung dafür gegeben, warum als „syntaktische Kategorien der Variablen  $x$ “ nur solche der Mathematik und der Natur-

<sup>1)</sup> Sämtliche Sperrungen von mir.

<sup>2)</sup> Im „Aufbau“ wird von Carnap (im Anschluß an Frege) unter „Sinn“ und „Bedeutung“ ganz anderes verstanden, allerdings auch in völlig anderem Zusammenhange, derart, daß eine unbewußte Vermengung kaum in Betracht kommt.

<sup>3)</sup> Den eigentlichen für Carnap bestimmenden Grund können wir höchstens aus dem l. c. S. 234 Gesagten entnehmen. Vgl. auch u. S. 159 und S. 162, insbesondere Fußnote 3.

wissenschaft gelten zu lassen sind.<sup>1)</sup> Auf das, was Carnap über den „schwankenden, schillernden“ Sprachgebrauch der Theologen sagt, in merito einzugehen, verbietet der Umstand, daß er Belegstellen nicht anführt, somit seine Behauptung offenbar nur seine ganz subjektive, nicht auf Literaturkenntnis, sondern auf der gelegentlichen Lektüre von vielleicht mißverstandenen oder nicht genau im Gedächtnis gehaltenen Zitaten, aufgeschnappten Brocken u. dergl. beruhende Ueberzeugung darstellt, für die ebensowenig wie früher eine eingehende Begründung versucht wird.<sup>2)</sup>

Wenn wir ferner erfahren, daß den oben S. 23 aufgezählten „spezifisch metaphysischen Termini“ keine „Bedeutung“ zukomme, da uns die Metaphysiker dessen ausdrücklich versicherten, daß sich „empirische Wahrheitsbedingungen“ für sie nicht angeben ließen, — uns aber nicht gesagt wird, welche Metaphysiker denn so aufrichtig sind, so erübrigt sich ein weiteres Eingehen auf die Frage, ob Carnap deren eigentliche Tendenz auch richtig verstanden habe, von selbst. Viel verwunderlicher aber bleibt es, wieso „Idee“, „das Unendliche“, „Wesen“ und vor allem „das Ich“ als „spezifisch metaphysische“ Termini hingestellt werden, — als ob ihnen nicht ebenso (und zwar primär) auf naheliegenden andern Gebieten ihre Rolle zukäme. Hinsichtlich des „Ich“ desavouiert Carnap sogar sich selbst, da er anderwärts (in seinem *Log. Aufbau etc.*) „das Ich als Klasse der eigenphysischen Zustände“, „der Elementarerlebnisse“ konstituiert, und nicht müde wird, die „Konstitutionstheorie“ scharf von der Metaphysik zu scheiden.<sup>3)</sup> Und wenn uns versichert wird, daß durch

<sup>1)</sup> Es wird auch keine Definition des Begriffs „syntaktische Kategorie“ gegeben, so daß die Stelle, auch von den obigen Einwänden ganz abgesehen, etwas unklar bleibt.

<sup>2)</sup> Es soll damit nicht etwa gelegnet werden, daß die Vorwürfe Carnaps manchen Theologen gegenüber zu Recht bestehen können. Aber in ihrer Allgemeinheit werden sie kaum aufrecht zu halten sein. Was speziell die katholische Theologie betrifft (die Carnap ziemlich wenig bekannt sein dürfte), so wäre ganz besonders daran zu erinnern, wie mißverständlich sie selbst sonst sehr vielseitigen Gelehrten, die keinerlei nennenswerte theologische Kenntnisse besitzen, in der Regel ist, und zwar in ähnlicher Weise und aus ähnlichen Gründen, wie etwa Gesetzbücher den Nichtjuristen. Hier wie dort gelangt man zu Interpretationen (mir sind solche Fälle nicht selten vorgekommen), zu denen der Theologe bzw. Jurist nur den Kopf schüttelt. Nur ist man sich im Falle der Jurisprudenz der Notwendigkeit eingehenderen Studiums im allgemeinen bewußter.

<sup>3)</sup> Vgl. *Aufbau*, S. 176: „Entsprechend den »Zuständen« der »physischen Dinge« pflegt auch hier das, was einem einzelnen Zeitpunkt als Eigenpsychisches zugeordnet ist . . . als »Zustand« eines beharrenden Trägers, gewissermaßen eines psychischen Dings, aufgefaßt zu werden. Aus der Analogie dieser Erkenntnis-

bloße „begleitende Vorstellungen und Gefühle . . . das Wort (noch) keine Bedeutung erhält“, so ist nicht einzusehen, warum diese nicht — eben darin gesucht werden könnte,<sup>1)</sup> zumal letzten Endes die „empirischen Wahrheitsbedingungen“ (über deren Wesen und Art uns Carnap gleichfalls nichts näheres mitteilt) schwerlich auf anderes zurückweisen bzw. darauf beruhen können als eben auch auf „Vorstellungen und Gefühle“, welche letztere ja Carnap nach seiner wiederholten ausdrücklichen Erklärung der Sinnesempfindungen zuzurechnen zum mindesten sehr geneigt ist.<sup>2)</sup>

Zu dem zur Illustration der Scheinsätze dienenden Schema (s. oben S. 26) wäre zunächst zu bemerken, daß sich Carnap durch die Heranziehung solch allzu krasser und darum allzu plausibler Beispiele die Sache vielleicht ein wenig über das zulässige Maß hinaus erleichtert und dem Leser eine Argumentation nach dem bekannten Muster suggeriert: »Der Totemismus ist falsch. — Daher sind alle Religionen falsch. — Daher ist alles sittliche Streben u.s.w. falsch.« Bedenklicher ist, daß in einer der logischen Analyse der Sprache gewidmeten Abhandlung die Existenz eines funktionslosen Aktivums scheinbar unerkannt bleibt. Sonst dürfte das Prädikat des Satzes B 2) „der Regen regnet“ nicht als Ausdruck einer Tätigkeit angesehen werden, — wie das aus der Frage „was tut der Regen?“ offenbar hervorgeht.<sup>3)</sup>

synthese zu der der physischen Dinge ergibt sich, daß dieser Träger, den wir nicht »psychisches Ding«, sondern »das Ich« oder »meine Seele« zu nennen pflegen, zu konstituieren ist als Klasse der eigenpsychischen Zustände . . .“ (Sperrungen von Carnap). Vgl. auch *ibid.* S. 226. — Daß „das Ich“ auch in metaphysischem Belange verwendet wird, ist Carnap natürlich zugestehen; aber darum ist es noch kein spezifisch metaphysischer Terminus.

<sup>1)</sup> Was noch w. u. zu erörtern sein wird.

<sup>2)</sup> Vgl. *Aufbau* S. 108: „ . . . Unter den Sinnesgebieten ist . . . im Laufe der folgenden Untersuchungen stets das Gebiet der Gefühle mitverstanden. Damit soll aber nicht behauptet (allerdings auch nicht verneint) werden, daß die Gefühle Sinnesempfindungen seien . . .“ Und *ibid.* S. 178: „ . . . Die Annahme . . . ist vielleicht berechtigt, daß die Gefühle (und die Wollungen . . .) durchaus auf derselben Stufe stehen wie die Sinnesempfindungen (im engeren, üblichen Sinne) . . . Die Ablehnung dieser Qualitäten (der Gefühle und Wollungen) für die Konstitutionen der Sinnesdinge gilt keineswegs durchweg . . .“

<sup>3)</sup> Es mag vielleicht kleinlich erscheinen, Nachdruck auf Einzelheiten wie diese und andere (vorhergehende) zu legen, die sich selbst nur als Unausgeglichheiten angesehen wissen möchten, und durch deren Hervorhebung der grundsätzlichen Standpunkt Carnaps als solcher noch keineswegs widerlegt wird. Aber gerade hier ergibt sich Gelegenheit, einen Punkt zu berühren, dessen Erörterung ich zwar bei Carnap vermisste, der mir aber nicht bloß für die Logik und Analyse

Wenn uns weiterhin die Entstehung bedeutungsloser Wörter in der Metaphysik dadurch erklärt wird, daß bedeutungsvollen durch metaphorische Verwendung ihre Bedeutung genommen wird — so drängt sich uns wohl die Frage auf, ob das nur für die Metaphysik (und wenn ja, warum und inwiefern nur für sie) gilt, — wie es der Wortlaut Carnaps nahe zu legen scheint, — oder ob der metaphorische Sprachgebrauch überhaupt mit diesem Uebel behaftet sein soll. Da für die erstere Interpretation Carnap keine Beweisgründe geltend macht, könnte man gegen ihn den Vorwurf einer *petitio principii* erheben, — wenn nicht der einer *contradictio in adjecto* viel näher läge. Besteht eine metaphorische Verwendung nicht *per definitionem* darin, daß die ursprüngliche (bezw. relativ ursprüngliche) Bedeutung eines Wortes durch eine andere, also auf jeden Fall durch eine Bedeutung, ersetzt wird? — Auch geht wenigstens aus dem von Carnap Gesagten nicht klar hervor, ob und wieso dem Gegenstand, dessen Name oder Kennzeichen das „Nichts“ ist — die Zulässigkeit dieser Kennzeichnung überhaupt vorausgesetzt — in seiner Definition die „Existenz“ in jeder Hinsicht und jeder Bedeutung des Wortes abgesprochen wird, denn „Existenz“ ist kein eindeutiger Terminus.

Daß wir nichts verstehen können, was für uns nicht — im Sinne Carnaps, wohlverstanden<sup>1)</sup> — verifizierbar ist, ist entweder eine rein dogmatische Behauptung oder eine Tautologie. Letzteres, wenn wir „überhaupt verständlich“ = „verifizierbar“ setzen. Ebenso bleibt uns Carnap die Angabe der „empirischen Wahrheitsbedingungen“ und des „Weges der Verifikation“ der Behauptung schuldig, daß „durch ein höheres Wesen uns keine Erkenntnis prinzipiell neuer Art zukommen“ könne. Woher weiß man, und wie kann man verifizieren, daß

der Sprache nicht ganz unwichtig zu sein scheint. Es handelt sich darum, daß nicht nur Wörter und ganze Redewendungen, sondern auch Konjugationsendungen metaphorisch gebraucht werden können, — was in einer Abhandlung obigen Titels, die grundsätzlich der Rolle der Metapher nachspürt (wenn er auch deren Bedeutung vielleicht etwas verzerrt sieht), immerhin zu berücksichtigen gewesen wäre. — Wir sagen z. B. von jemand: »Er schläft«. Der Verbalstamm in der ursprünglichen Bedeutung meint den bekannten Ruhezustand, keine „Tätigkeit“ des Schlafens. Die Sprache jedoch — das gilt nicht für alle Sprachstämme, z. B. nicht für den (konjugationslosen) chinesischen — nötigt uns zum Gebrauch einer unpassenden Konjugationsendung, weil sie keine eigene für derartige Vorgänge oder Erscheinungen passende besitzt.

<sup>1)</sup> Es ist sehr wohl zwischen mehr oder weniger un mittelbarer Verifikation, an die Carnap ausschließlich zu denken scheint, und mittelbarer, oft sehr entfernter, gewissermaßen auf weiten Umwegen erfolgreicher zu unterscheiden, s. u. Fußnote 1 der S. 165.

durch ein solches nicht unser Erkenntnisvermögen überhaupt auf eine höhere Stufe gehoben werden könnte?

Daß „Existenz“ kein Merkmal, zum mindesten nicht im eigentlichen strengeren Sinne des Wortes ist, mag Carnap zugeben sein. Ungleich interessanter aber ist seine Bemerkung, erst die moderne Logik — gemeint ist B. Russell — habe erkannt, daß „Existenz“ nur in Verbindung mit einem Prädikat, nicht in Verbindung mit einem Namen ausgesagt werden dürfe (s. o. S. 6), — eine Auffassung, die dann im Folgenden bei der Beurteilung der Descartesschen Argumentation ihre Rolle spielt. Russell selbst erklärt zunächst wiederholt, daß der Ausdruck „Existenz“ an sich überhaupt keine bestimmte Bedeutung besitze (*Einführung* S. 140), andererseits aber (l. c. S. 166 f.), daß die verschiedenen Formen dieses Begriffs (Existenz) auf eine gemeinsame Grundform hinweisen,<sup>1)</sup> die ihrerseits unmittelbar auf den Begriff „manchmal wahr“ sich zurückführen läßt: d. h., wenn eine Aussagenfunktion  $\varphi(x)$  manchmal wahr ist (manchmal erfüllt wird), so können wir sagen „es existieren Argumente, die sie befriedigen.“ Es ist demgemäß logisch korrekt und sinnvoll, zu sagen, „es gibt (es existieren) Menschen“, wenn wir darunter verstehen, daß die Aussagenfunktion „ $x$  ist ein Mensch“ manchmal wahr ist. Es ist aber nicht korrekt oder vielmehr sinnlos (meaningless), einem gegebenen besonderen Werte  $x$ , der zufällig ein Mensch ist, eine Existenz zuzuschreiben.<sup>2)</sup> Daraus geht m. E. zum mindesten das eine hervor, daß das, was Russell (wohl aus Gründen fachlich-logischer Zweckmäßigkeit, und im bewußten Gegensatz zum allerdings schwankenden gewöhnlichen Sprachgebrauch) als „Existenz“ definiert, sich durchaus

<sup>1)</sup> Die Sache wird nicht klarer, wenn wir noch folgende Sätze Russells zur Erläuterung heranziehen: Auch „wenn man eine bestimmte Bedeutung dafür (für „Existenz“) erfinden würde, so würde man sehen, daß die Zahlen keine Existenz haben“ (l. c. S. 140). „... Die andern Bedeutungen (von „Existenz“) sind entweder aus dieser Grundform abgeleitet oder führen bloß zu einer Begriffsverwirrung“ (l. c. S. 166). — Wird diese Grundform der „Existenz“ selbst vorgefunden (festgestellt) oder erfunden (festgesetzt)? Entscheidet man sich für die erstere Alternative, so läßt sich schwer die Behauptung aufrechterhalten, daß „Existenz“ an sich keine bestimmte Bedeutung hat.

<sup>2)</sup> Russell, selbst fügt l. c. S. 167 hinzu: „Allgemein: »es existieren Elemente, die  $\varphi(x)$  befriedigen« bedeutet: » $\varphi(x)$  ist manchmal wahr; aber »a existiert« (wo a ein Element ist, das  $\varphi(x)$  befriedigt) ist ein bedeutungsloses Wortgebilde. Vergegenwärtigt man sich diesen einfachen Trugschluß, so wird man viele alte philosophische Rätsel über die Bedeutung der Existenz auflösen können.“

nicht mit dem deckt, was offenbar Descartes im Auge hatte, und was viel mehr dem von Carnap so genannten „metaphysischen Wirklichkeitsbegriff“ wenigstens sich nähert.<sup>1)</sup> Es erübrigt

<sup>1)</sup> Gemeint ist der Begriff der Wirklichkeit im Sinne der Unabhängigkeit vom erkennenden Bewußtsein, der sich nach Carnap (*Aufbau* S. 246 f.) „nicht in einem erkenntnismäßigen Konstitutionssystem konstituieren läßt“ und „sich dadurch als ein nicht-rationaler, metaphysischer Begriff charakterisiert“. Carnap macht Russell an dieser Stelle zum Vorwurfe, daß bei ihm „häufig Fragen der folgenden Art gestellt werden, durch die sich . . . implizit eine realistische Auffassung kundtut: ob die physischen Dinge, wenn sie beobachtet werden, existieren, ob die andern Menschen existieren, ob Klassen existieren u. dergl.“ (Bekanntlich hat Russell andernorts ausdrücklich seine Verwandtschaft mit dem Realismus des Mittelalters betont. Auch Schlick steht (in seiner *Erkenntnislehre*) dem Realismus zummindesten viel näher als Carnap.) — „Ein von mir erkannter, also auf Grund meiner Erlebnisse konstituierter Gegenstand“, — so begründet Carnap seine Ansicht — „wird dann unabhängig von meinem Bewußtsein genannt werden müssen, wenn seine Beschaffenheit nicht von meinem Willen abhängt . . .“ „Aber das (diese Erklärung) würde nicht übereinstimmen mit dem . . . vom Realismus und vom Idealismus übereinstimmend gemeinten . . . Begriff der Wirklichkeit . . .“ Denn dann dürfte sich ein in meiner Hand befindliches physisches Ding nicht ändern (bezw. nicht wirklich genannt werden), wenn ich ein entsprechendes Willenserlebnis habe; „das aber widerspräche der Meinung des Realismus“. Ein außerhalb meiner Macht gelegenes physisches Ding, das sich auch trotz meines Willenserlebnisses nicht ändert, müßte erst recht als wirklich anerkannt werden, und „das widerspräche der Meinung des Idealismus . . .“ „Man könnte noch auf verschiedene andere Weise versuchen, eine Begriffsbestimmung der Wirklichkeit (im Sinne der Unabhängigkeit etc.) so zu geben, daß sie konstituierbar würde. Es läßt sich aber in jedem Falle nachweisen, daß der gekennzeichnete Begriff sich nicht mit dem vom Realismus und Idealismus in gleicher Weise gemeinten Begriff deckt.“ (Sperrungen von mir.) Dagegen wäre zunächst zu bemerken, daß Wille nicht mit Bewußtsein identisch ist, bzw. daß diese Bedeutung der „Unabhängigkeit vom erkennenden Bewußtsein“ nicht die einzige oder auch nur die nächstliegende ist. Im letzteren Sinn erscheint vielmehr — auf einem naiveren Standpunkt — der Pflasterstein „an sich“ grau, hart, porös, würfelförmig etc., auf weniger naiven wenigstens als „an sich“ in der Zeit beharrend, gleichgültig, ob ich oder ein erkennendes Subjekt überhaupt ihn wahrnimmt oder nicht, wahrnehmen kann oder nicht, ja nur jemals ihn denkt oder nicht — und nicht erst, wenn seine Beschaffenheit nicht vom Willen des Subjekts abhängt. Von „dem“ (identischen) Ding in meiner Hand zu sprechen, das sich ändert, ist eine Konzession an den gewöhnlichen Sprachgebrauch, an das praktische Leben, — solange man nicht festsetzt, in welcher Beziehung das ursprüngliche und das geänderte Ding als „identisch“ zu gelten haben. Auch ist es kaum angängig, „den“ realistischen Wirklichkeitsbegriff dem Idealismus als „in gleicher Weise gemeint“ (wiewohl „in Bezug auf die physischen Dinge geleugnet“) en bloc in die Schuhe zu schieben, denn es handelt sich da um mehrere verschiedene Begriffe. Daß ein „außerhalb meiner technischen Reichweite“ liegendes physisches Ding als wirklich anerkannt werden müßte,

noch die ausschließliche Verbindbarkeit der „Existenz“ im Russellschen Sinne mit einem Prädikat. Russells Ansicht darüber mag aus dem Folgenden entnommen werden. „Der Satz »Sokrates ist ein Mensch« ist zweifellos äquivalent mit »Sokrates ist menschlich«, aber es ist nicht genau der gleiche Satz. Das »ist« in »Sokrates ist menschlich« drückt die Beziehung zwischen Subjekt und Prädikat aus, das »ist« in »Sokrates ist ein Mensch« die Identität“. Diese letztere „besteht zwischen einem benannten Objekt (wir sehen »Sokrates« als einen Namen an . . .) und einem mehrdeutig beschriebenen<sup>1)</sup> Objekt“ (nämlich »Mensch«). Ein mehrdeutig beschriebenes Objekt »existiert«, wenn wenigstens ein derartiger Satz wahr ist, d. h., wenn es wenigstens einen wahren Satz gibt von der Form » $\chi$  ist ein Soundso«, wo » $\chi$ « ein Name<sup>2)</sup> ist. Es ist für

---

„da es sich ja (auch nach der Meinung des Idealismus) nicht ändert u.s.w.“, widerspräche auch nicht der Meinung „des“ Idealismus in jedem Sinne des Wortes. Vgl. z. B. R. Reininger, *Metaphysik der Wirklichkeit*, Wien 1931, S. 1 ff., ferner S. 278 f. Die Disjunktion Idealismus-Realismus (einschließlich Phänomenalismus) ist m. E. auch keine vollständige, vermittelnde Standpunkte ausschließende. Um so weniger hilft uns da die feste Versicherung der Nachweisbarkeit etc. (noch dazu „in bezug auf jedes erkenntnismäßige Konstitutionssystem“), — solange die Verifikation selbst ausständig ist. (Man braucht sich aber vielleicht aus andern Gründen kaum der Mühe zu unterziehen, den Beweis für die Entbehrlichkeit des von Carnap wie oben charakterisierten (nicht: jeglichen) „metaphysischen Wirklichkeitsbegriffs“ zu erbringen.

<sup>1)</sup> Vgl. *Einführung* etc. S. 172 und 173. Russells Definition der „mehrdeutigen Beschreibung“ lautet: „Die Behauptung »ein Objekt mit der Eigenschaft  $\varphi$  hat die Eigenschaft  $\psi$ « bedeutet: »die gleichzeitige Behauptung von  $\varphi$  ( $\chi$ ) und  $\psi$  ( $\chi$ ) ist nicht immer falsch“. — Aus naheliegenden Gründen muß ich mich auf diese knappen Andeutungen beschränken und im übrigen auf die oben S. 29 erwähnte Literatur verweisen.

<sup>2)</sup> „Ein Name ist ein einfaches Symbol, das etwas bedeutet, das nur als Subjekt (in einem verallgemeinerten, das grammatische Objekt mitumfassenden Sinne) auftreten kann, also was wir . . . als »Individuum« definiert haben. Ein einfaches Symbol ist dadurch gekennzeichnet, daß es nicht aus Teilen besteht, die ihrerseits Symbole sind. »Scott« ist ein einfaches Symbol. Es besteht zwar aus Teilen (. . . Buchstaben . . .), aber diese sind (selbst) keine Symbole. Hingegen ist »der Verfasser von Wawerley« kein einfaches Symbol, denn die einzelnen Worte, aus denen der Ausdruck besteht, sind Symbole. Wenn es auch vielleicht möglich ist, weiter zu analysieren, was ein »Individuum« zu sein scheint, so werden wir uns hier mit den (wie wir sie nennen wollen) »relativen Individuen« begnügen. Dies sollen Elemente sein, die in dem ganzen fraglichen Zusammenhang niemals zergliedert werden und nur als Subjekte auftreten. In diesen Fällen beschränken wir uns entsprechend auf „relative Namen“. Vom Standpunkt unseres gegenwärtigen Problems . . . aus brauchen wir uns nicht . . . zu kümmern, ob es absolute oder nur relative Namen gibt; denn hierbei handelt

die mehrdeutigen (im Gegensatz zu den bestimmten) Beschreibungen charakteristisch, daß es eine ganze Anzahl wahrer Sätze der obigen Form geben kann.“ Aus jedem dieser Sätze folgt dann »es existiert ein Soundso«. „Bei bestimmten Beschreibungen aber kann . . . » $\chi$  ist der Soundso« (wo » $\chi$ « ein Name ist) höchstens für einen Wert von  $\chi$  wahr sein“ (l. c. S. 173). . . . Man kann von einem beschriebenen Element vielerlei wissen, d. h. zahlreiche Sätze über „den Soundso“ kennen, ohne tatsächlich zu wissen, was der Soundso ist, d. h. ohne irgend einen Satz der Form » $\chi$  ist der Soundso« zu kennen, wo » $\chi$ « ein Name ist. In einem Detektivroman werden Aussagen über »den Mann, der die Tat begangen hat« in der Hoffnung gesammelt, daß so schließlich“ . . . A der Tat überführt wird. „Wir können sogar so weit gehen und behaupten, daß in jedem derartigen mit Worten ausdrückbaren Wissen . . . keine Namen im strengen Sinne des Wortes auftreten (mit Ausnahme der Wörter „dies“, „das“ und einiger anderer . . .) Die scheinbar vorkommenden Namen sind in Wirklichkeit Beschreibungen. Es hat einen Sinn, zu untersuchen, ob Homer gelebt hat; dies könnten wir nicht, wenn „Homer“ ein Name wäre.<sup>3)</sup> Der Satz »der Soundso existiert« hat eine Bedeutung; ob er wahr oder falsch ist; ist aber a der Soundso (wo »a« ein Name ist), dann haben die Worte »a existiert« keine Bedeutung. Nur bei bestimmten oder unbestimmten Beschreibungen hat es einen Sinn von Existenz zu sprechen; denn, wenn »a« ein Name ist, so muß er etwas benennen . . . Wenn es daher ein Name sein soll, so ist es ein be-

---

es sich um verschiedene Stufen in der Hierarchie der »Typen«. Hier haben wir dagegen nur zwei solche Dinge wie »Scott« und »der Verfasser von Waverley« zu vergleichen, die sich beide auf dasselbe Objekt beziehen, so daß dabei das Problem der Typen nicht auftritt. Deshalb dürfen wir die Namen für den Augenblick als etwas Absolutes gebrauchen . . . Wir haben somit zwei Dinge zu vergleichen: 1. ein Name, der ein einfaches Symbol ist, das direkt ein Individuum bezeichnet, das die Bedeutung des Symbols darstellt. Dieses Symbol bewahrt seine Bedeutung unabhängig von den Bedeutungen aller übrigen Worte. 2. Eine Beschreibung, die aus verschiedenen Worten besteht, deren Bedeutungen schon festgesetzt worden sind. Aus ihnen ergibt sich, was jedesmal als die „Bedeutung“ der Beschreibung anzusehen ist“.

<sup>3)</sup> „Fragen wir, ob Homer existiert, so brauchen wir das Wort „Homer“ als abgekürzte Beschreibung: wir können es z. B. ersetzen durch „der Verfasser der Ilias und Odyssee“. Die gleichen Betrachtungen gelten fast in allen Fällen, wo es sich um Eigennamen zu handeln scheint.“ (Russell l. c. S. 180. — Von mir gesperrt.)

deutungsloses Symbol,<sup>1)</sup> während hingegen eine Beschreibung wie »der gegenwärtige König von Frankreich« nicht die Eigenschaft einbüßt, in einem sinnvollen Zusammenhang vorzukommen, weil diese Beschreibung nichts beschreibt. Denn es handelt sich hier um ein komplexes Symbol, dessen Bedeutung sich aus der seiner Bestandteile ergibt“ (die der Name nicht hat, vgl. Fußnote 2, S. 161). Russell selbst erkennt also die „Existenz“ nur „Beschreibungen“ zu; von „Prädikaten“ spricht er nicht. Aber auch wenn wir die mehr als nahe liegende Annahme machen, daß Carnap (ohne ersichtlichen Grund) jene „Beschreibungen“ Prädikate nennt, wird seine Argumentation noch nicht überzeugend (von dem Umstand, daß, wie erwähnt, Descartes wie der gewöhnliche Sprachgebrauch unter „Existenz“ offenbar etwas ganz anderes versteht als Russell und Carnap, ganz abgesehen). Russell erklärt selbst (l. c. S. 176 und S. 180), daß bisweilen sehr wohl Namen auch als „abgekürzte Beschreibungen“ gebraucht werden können, und führt Beispiele dafür an. Zwingende Gründe dafür aber, daß das beim „Ich“ des Descartes ganz ausgeschlossen ist, daß dieses unter keinen Umständen eine verkappte „abgekürzte Beschreibung“ sein kann, sondern unbedingt ein Name (wenigstens ein „relativer“, s. Fußnote 2, S. 161) sein muß, sind mir nicht bekannt.<sup>2)</sup> Im Gegenteil. Ich halte das für ausgeschlossen. Auch für Descartes wie für den gewöhnlichen Sprachgebrauch hat wohl ein Existenzsatz nicht die Form (oder besser: die Bedeutung) »a existiert« (worin »a« einen bloßen Namen als solchen bedeutet), sondern vielmehr die »es existiert etwas von der und der Art« (wie es uns Carnap, s. o. S. 27, explizit auseinandersetzt), etwas, das bestimmte, für das die Existenz behauptende Subjekt wichtige oder interessante Eigenschaften besitzt. Um das aber einzusehen, bedarf es nicht erst des Umwegs über die moderne Logik. — Zuzugeben mag jedoch Carnap immerhin sein, daß die Art der Argumentation Descartes nicht ganz einwandfrei, insbesondere, daß sein „ich denke“ vielleicht kein adäquater Ausdruck des Sachverhalts ist.

Wenn weiter die Sinnlosigkeit aller metaphysischen Sätze aus der „Aufgabe“ der Metaphysik hergeleitet wird (s. o. S. 30f.), eine

<sup>1)</sup> Vgl. jedoch die Fußnote 2 zu S. 161, wo Russell sagt, daß ein Individuum die Bedeutung des Namens darstellt.

<sup>2)</sup> Vgl. o. Fußnote 3, S. 162. Auch „Gott“ ist wohl kein bloßer Name, sondern eine „abgekürzte Beschreibung“. Damit wird die Argumentation Carnaps (o. S. 155 f.) hinfällig.

der empirischen Wissenschaft nicht zugängliche Erkenntnis<sup>1)</sup> zu finden, so wäre daran zu erinnern, daß daraus an sich noch keineswegs die Unzugänglichkeit für jede Erfahrung überhaupt folgt.<sup>2)</sup> Einer ähnlichen — an anderer Stelle von ihm selbst und gerade von ihm gerügten<sup>3)</sup> — „Sphärenvermischung“ hinsichtlich des Wortes „empirisch“ macht sich Carnap übrigens schon in seinen Ausführungen über den „theologischen“ Gottesbegriff schuldig, wenn er (s. o. S. 22) sagt, daß bei Annahme der „empirischen Bedeutung“ (dieses Begriffs) die Sätze der Theologen gleichfalls zu empirischen Sätzen werden und daher dem Urteil der empirischen Wissenschaft unterliegen; denn es liegt wohl auf der Hand, daß „empirisch“ von einer allerpersönlichsten Erfahrung wie z. B. der Langeweile, vom Gottesbegriff und von der Wissenschaft aus gesagt, keineswegs genau die gleiche Bedeutung hat.

Nicht nur paradox, sondern auch trotz aller scheinbaren allzu großen Deutlichkeit etwas unklar bleibt die absprechende Art, in der sich Carnap über alle Wert- und Normphilosophie (im weitesten Sinne) äußert.<sup>4)</sup> Was unter „objektiver Gültigkeit“ hier zu verstehen ist, erfahren wir nicht; am nächstliegenden erscheint noch die Annahme, daß damit intersubjektive Gültigkeit gemeint ist. Warum und aus welchen Gründen aber eine solche (grundsätzlich) niemals empirisch verifizierbar sein, und warum es nicht auch subjektive Werte geben können soll, wird nicht erläutert, sondern anscheinend als selbstgewiß betrachtet. Wenn überdies schließlich (wegen der angeblichen Unmöglichkeit einer empirischen Verifikation) die objektive Gültigkeit von Werten nicht einmal durch sinnvolle Sätze aussprechbar

<sup>1)</sup> Zum Gebiet der „Erkenntnis“ gehört (*Aufbau* S. 257) jede Aussage, deren Affirmation oder Negation eine wahre Aussage ist.

<sup>2)</sup> Welcher empirischen Wissenschaft ist die Erfahrung zugänglich, daß ich (subjektiv) augenblicklich unter Hitze leide, Langeweile empfinde u. dgl.? Sind solche Behauptungen, weil nicht „wissenschaftlich“ überprüfbar, darum sinnlos? Und kann ein Aehnliches nicht auch z. B. zugunsten der Gotteserfahrung des Mystikers angeführt werden?

<sup>3)</sup> Vgl. o. S. 28 f. die Ausführungen über „dankbar“.

<sup>4)</sup> Im *Aufbau* nimmt Carnap noch einen weit weniger radikalen Standpunkt ein: „... Physisches und Psychisches sind Ordnungsformen des einen, einheitlichen Gebietes eigenschaftsloser, nur beziehungsverknüpfter Elemente ... Es gibt auch in der heutigen Wissenschaft schon eine größere Anzahl von Gegenständen, die die gleiche Selbständigkeit haben und daher den gleichen Anspruch darauf erheben könnten, als Wesensseiten der Welt zu gelten, ... besonders ... die geistigen Gegenstände, die biologischen Gegenstände und die Werte, ... wenn sie auch gegenwärtig noch im Kampfe um ihr gleiches Recht neben den physischen und psychischen Gegenständen stehen ...“ (I. c. S. 225. — Sperrungen von mir.)

sein soll, so liegt darin vielleicht sogar insofern eine (unwissentliche) Erschleichung, als in Carnaps eigener Erklärung der Sinnhaftigkeit eines Satzes (s. o. S. 24) wohl von dessen Verifizierbarkeit überhaupt, aber nicht speziell von empirischer die Rede war.<sup>1)</sup>

Wichtiger als die Aufzählung dieser im allgemeinen bloß Einzelheiten betreffenden Mängel, die mehr Argumente gegen Carnap als gegen den Positivismus als solchen darstellen, wäre die Würdigung der Grundposition und Ausgangsstellung dieses letzteren. Diese würde aber eigentlich die Erörterung dessen voraussetzen, was unter „Metaphysik“, bzw. unter „Sein“ und „Wirklichkeit“ füglich verstanden werden soll. Da eine bloß skizzenhafte Darstellung Mißverständnissen ausgesetzt ist, eine eingehendere Entwicklung schon aus räumlichen Gründen den Rahmen dieser Abhandlung sprengen würde,<sup>2)</sup> muß ich

<sup>1)</sup> Man könnte zu gunsten Carnaps selbstverständlich anführen, daß vielleicht nicht nur auf seinem Standpunkt eine andere als eine letzten Endes empirische Verifikation gewissermaßen per definitionem gar nicht in Betracht kommen kann. Nur wäre dann noch immer zwischen unmittelbarer und mittelbarer — u. U. sehr entfernter — Verifikation durch sinnlich Erfahrbares zu unterscheiden. Gewöhnlich wird jedoch unter „empirischer Verifikation“ nur oder wenigstens zunächst jene unmittelbare verstanden. — Konsequenterweise gibt es auf diesem Standpunkt keine Ethik als normative Wissenschaft, sondern jene wird vielmehr, soll ihr wissenschaftlicher Charakter gewahrt bleiben, zu einem Zweig der Psychologie. Ein Versuch dieser Art liegt zwar nicht von Carnap, jedoch von M. Schlick vor (*Fragen der Ethik*, 1927), der im Sinne jener Grundauffassung (zu der er sich ausdrücklich bekennt) der Ethik als Fundamentalproblem die Frage „warum handeln wir?“ zuweist und sie durch grundsätzlichen Ausschluß jedes normativen Elementes (wie etwa der Frage „Was sollen wir tun?“) von der „Moral“ abzugrenzen sucht. Wider Willen aber beweist er selbst die Unnatürlichkeit dieser Abgrenzung, da er nicht umhin kann, Fragen zu berühren, bei deren Beantwortung (wie Schlick ausdrücklich sagt) der Ethiker zum Moralisten wird. Von einem andern wesentlichen Mangel des Schlickschen Werkchens abgesehen — der Verkennung des metaphorischen Charakters von auf Glück und Wohl bezogenen quasi-quantitativen Bezeichnungen wie „Größe“, „Summe“ u. dgl. (den er jedoch unwillkürlich an andern Stellen selbst implicite anerkennt), — ist es bei aller grundsätzlichen Willkürlichkeit der Benennung zumindest unzweckmäßig, die Ethik bzw. den Begriff der „Wissenschaft“ auf diese Weise einzuengen, da dadurch leicht der Glaube suggeriert wird, als sei die (spezifisch moralische) Frage „was sollen wir tun?“, die doch irgendwo methodisch behandelt werden muß, jener mehr psychologischen gegenüber von geringerer Dignität.

<sup>2)</sup> Sie würde sich auch sonst nur schwer in den Rahmen des *Phil. Jahrbuchs* fügen, da meine erkenntnistheoretische Einstellung eine andere ist, als die genannte Zeitschrift sie vertritt.

hier darauf verzichten resp. sie einem späteren Zeitpunkt vorbehalten, und mich nur kurz auf die folgenden Bemerkungen beschränken.

Zunächst ist die „asketisch-theoretische“<sup>1)</sup> Geisteshaltung, die dem Positivismus zu Grunde liegt, nicht selbst wiederum verstandesmäßig deduzierbar — das wäre eine *petitio principii* oder eine *contradictio in adjecto* —, sondern selbst ebenso emotional-intuitiven Ursprungs wie — nach Carnap — die „sinnlose“ (weil vorgeblich bloß intuitive) Metaphysik, und beruht auf einer Art Wertverschiebung, der das Mittel zum Zwecke wird.

Eine rein dogmatische Behauptung, für die Beweisgründe — begreiflicher Weise — nicht gegeben werden, ist ferner (wie schon angedeutet) die des unbedingten, absoluten Vorrangs des empirisch Gegebenen, exaktwissenschaftlicher — d. h. im Sinne des Neupositivismus geradezu soviel wie physikalischer<sup>2)</sup> — Verarbeitung Fähigen. Daß das „Gegebene“ kein völlig präziser Begriff ist, betreffs dessen Uebereinstimmung und Klarheit bestünde, scheinen sogar Neupositivisten selbst, wie z. B. M. Schlick, zuzugeben.<sup>3)</sup> Jene Vorrangstellung wird aber auch sonst von gewiß unverdächtigen, d. h. dem Positivismus und dem Empirismus<sup>4)</sup> wahrlich nicht etwa in vorurteilsvoller Befangenheit, sondern zum mindesten mit einführender Sympathie gegenüberstehenden Denkern nicht nur in Zweifel gezogen, sondern schlechthin negiert. „In den meisten Fällen“ — sagt uns J. St. Mill an einer, wie es scheint, wenig beachteten Stelle seiner „Induktiven Logik“ — „ist die wirkliche Wahrnehmung unserer Sinne nur als Merkmal, aus dem wir etwas darüber Hinausliegendes folgern, von Wichtigkeit oder Interesse“.<sup>5)</sup> — Eine Bemerkung, die gleichfalls nicht nur den Neupositivismus trifft, — ebensowenig wie die folgende. Es besteht kein Grund — und am allerwenigsten macht ihn Carnap ersichtlich — die Metaphysik wegen ihres angeblich bloß emotio-

<sup>1)</sup> Den Ausdruck gebraucht Reininger l. c. S. 334 in bezug auf den wissenschaftlichen Materialismus. — Carnap ist sich auch seiner, sagen wir: methodischen, Gesinnungsverwandtschaft mit dieser Richtung sehr wohl bewußt, wenn er auch natürlich den Materialismus als Metaphysik ablehnt.

<sup>2)</sup> Es ist von neupositivistischer Seite selbst die ganze Richtung als „Physikalismus“ bezeichnet worden. Ein glücklicheres Stichwort hätte kaum gewählt werden können.

<sup>3)</sup> Vgl. dessen „Realismus und Positivismus“ (in Heft 1 der *Erkenntnis*, 1932), aber vor allem Carnap selbst (s. o. S. 154 f., und *Die Ueberwindung etc.*, S. 222 f.)

<sup>4)</sup> Sowohl Carnap als insbesondere Schlick bezeichnen sich mit Nachdruck als „Empiristen“.

<sup>5)</sup> Uebers. von Schiel, S. 619.

nalen etc. Charakters zu verachten. Selbst wenn ihre Funktion keine andere wäre als etwa die, in uns moralische Entschließungen anzuregen, so wäre sie nicht mehr als „sinnlos“ zu bezeichnen — es mag im übrigen mit der Sache selbst wie immer bestellt sein.

Geradezu für einen Denkfehler halte ich es, Metaphysik wie eine naturwissenschaftlich sein sollende Erkenntnis, d. h. wie eine Erkenntnis naturwissenschaftlichen Inhalts, mag sie auch intuitiv oder wie immer gewonnen sein, mit dem Maßstab der exakten Wissenschaft zu messen, d. h. die dort zum Ziele führenden Wege der Verifikation unbedenklich auch hier zu beschreiten, den dort zu Recht bestehenden Prüfbarkeits- bzw. Beweisbarkeitsbegriff unbesehen zu übertragen. Es sei denn, daß die Metaphysik, sich selbst über ihren wahren Charakter unklar, ihrerseits solche Ansprüche erheben würde. Wer das nicht beachtet — ob Positivist oder Metaphysiker — begeht eine „Sphärenvermengung“. „Beweisbarkeit“ hat nicht erst auf metaphysischem Gebiet eine andere Bedeutung als auf empirisch-wissenschaftlichem, sondern schon für die einzelnen Fachwissenschaften im allgemeinen nicht die nämliche. Eine Ueberlegung, die z. B. für die Physiker oder Techniker vollkommen beweiskräftig ist, braucht es darum nicht für den reinen Mathematiker zu sein, — und noch weniger wird jemand für historische Tatsachen apodiktische Beweise fordern, um daran zu glauben. Da hier vor allem qualitative Unterschiede bestehen, dürfen diese verschiedenen Arten von Beweisbarkeit nicht ohne weiteres dem Grade nach miteinander verglichen, auch nicht die apodiktische a priori als die unter allen Umständen und in jeder Hinsicht höhere angesehen werden.<sup>1)</sup> Erst recht ist der naive Versuch, eine metaphysische und eine exakt-wissenschaftliche These in bezug auf ihre Beweisbarkeit zu vergleichen, ein Unterfangen nicht unähnlich dem, eine Person und eine Aufgabe in bezug auf ihre Dankbarkeit vergleichen zu wollen (um das Gesagte an einem von Carnap selbst erbrachten Beispiel zu illustrieren).

---

<sup>1)</sup> Der mathematisch wenig Gebildete wird nicht nur das Experiment, sondern selbst die bloße Veranschaulichung resp. Plausibelmachung physikalischer oder mathematischer Lehrsätze etwa durch die Betrachtung von Diagrammen und Kurven zumeist überzeugender, zwingender finden, als einen mathematisch exakten (apodiktischen), aber unübersichtlichen und ad hominem schwer verständlichen Beweis. Der schlichte Mann verläßt sich eher auf die naive Erfahrung als auf noch so streng apodiktische, aber komplizierte Ueberlegungen.

Man könnte naheliegender Weise dagegen einwenden, daß der szientifistische Positivismus (Carnaps wenigstens) insofern hierdurch gar nicht getroffen wird, als Carnap ja — allerdings nicht völlig im Einklang mit anderen Erklärungen — Metaphysik als „das außerwissenschaftliche Gebiet theoretischer Form“ bezeichnet (*Aufbau* S. 247), und näher (*Ueberwindung etc.* S. 236) als (vermeintliche) „Erkenntnis, die der empirischen<sup>1)</sup> Wissenschaft nicht zugänglich ist.“ Und ferner, daß es daher kaum verwunderlich ist, wenn auf das, was seinem Wesen nach nicht zur empirischen Wissenschaft gehört, auch nicht deren Beweisbarkeitsbegriff Anwendung findet. Was aber dem Positivismus Carnaps gegenüber festzustellen war, ist vielmehr, daß er sich hinsichtlich der Begriffe (bzw. Namen) „Beweisbarkeit“ und „empirisch“ (vgl. o. S. 164) einer „Sphärenvermischung“ schuldig macht, und nicht berechtigt ist, aus dem Nichtvorhandensein einer „empirisch-wissenschaftlichen“ (d. h. für Carnap: physikalischen) Verifizierbarkeit auf Unverifizierbarkeit überhaupt und auf völlige Sinnlosigkeit zu schließen.<sup>2)</sup>

Das eigentlich Entscheidende gegen den szientifistischen Positivismus scheint mir aber darin zu liegen, daß es gar nicht angängig ist, in der Reduzierbarkeit auf „Elementarerlebnisse“ (bzw. Interpretierbarkeit durch solche) das Wesen des (empirisch) Wissenschaftlichen im Gegensatz zum Metaphysischen zu sehen, — was noch in anderer, m. E. eindringlicherer und überzeugenderer Weise als oben dargetan werden kann. Das Elementarerlebnis ist seinem Wesen nach unwiederholbar, „nur jetzt“.<sup>3)</sup> Darüber hilft uns keine „Aehnlichkeitserinnerung“ (die „Grundrelation“ des Carnapschen Konstitutionsystems) hinweg. Das „Elementarerlebnis“ und nichts außer ihm soll

<sup>1)</sup> Aus dem Zusammenhang geht hervor, daß unter „empirischer Wissenschaft“ im günstigsten, d. h. weitesten Sinne die „science“ der Engländer und Franzosen zu verstehen ist — was ich bisher gewöhnlich „exakte“ Wissenschaft genannt habe. Carnap aber scheint so gut wie ausschließlich an die Physik zu denken.

<sup>2)</sup> Die spezifisch metaphysische Begründung ist der apodiktischen oder der empirischen keineswegs an sich an Dignität inferior, sondern überhaupt von anderer Art. Es handelt sich dabei natürlich nicht um ein „Postulieren“ im Kant'schen Sinne, sondern um „moralische Beweise“, wie das z. B. J. Geysers (in seiner *Erkenntnistheorie*, Bezug nehmend auf die Gottesbeweise) andeutet. In gewissem Sinne vertreten einen ähnlichen Standpunkt Karl Werner (*Kant in Italien*, 1880) und B. Bolzano, letzterer allerdings nicht konsequent.

<sup>3)</sup> Vgl. Reiniger, l. c. S. 90: „Niemals treffen wir real selbst nur auf jene Erlebniswirklichkeit, die wir zu treffen ›meinen‹.“ — Und träfen wir auf sie, wie könnten wir empirisch-wissenschaftlich verifizieren, daß wir uns nicht täuschen? Vgl. auch Reiniger l. c. S. 14.

den Ausgang und die letzte Voraussetzung exakter, empirischer, d. h. wahrer Wissenschaft (bzw. Wissenschaftlichkeit) bilden. Aber das Wissen um dieses „Elementarerlebnis“ ist nicht mehr dieses selbst, und jede Formulierung dieses Wissens — auch in „Elementarsätzen“ und „Ableitungsbeziehungen“ von solchen — schließt schon unvermeidlich eine — selbst weder empirische, noch apodiktisch beweisbare — Deutung jenes Erlebnisses oder Erlebten in sich, die nicht aus ihm selbst stammt und als ein bis zu einem gewissen Grade intuitives, nicht rationales, m. a. W. im Carnapschen Sinne „metaphysisches“ Moment in den ersten Ansatz jeder exakten Wissenschaft eingeht. Man kann streng genommen in diesem Zusammenhang nicht einmal auf die nachherige streng empirische Verifikation dieses intuitiv gewonnenen ersten Ansatzes hinweisen, denn dieselbe müßte letzten Endes wiederum auf solche „Elementarerlebnisse“ führen, das Wissen um diese (letzteren) wäre wieder nicht mehr identisch mit ihnen selbst, u. s. w.

Die vorstehenden Ausführungen — naturgemäß einseitig wie fast jede bloße Kritik, und schon infolge des ihnen gesteckten Rahmens viel zu dürftig und unvollständig — sollen nichts weniger als der Ueberzeugung Ausdruck geben, noch den Schein erwecken, als ob die hier besprochenen Arbeiten Carnaps (und ihm nahe stehender Autoren) wertlos wären. Im Gegenteil. Verständlich als an sich keineswegs unberechtigte Reaktion der wissenschaftlichen Nüchternheit gegen „rein intuitives“ oder besser rein irrationales um nicht zu sagen antirationales philosophisch sein sollendes Schrifttum (mit dem uns die Gegenwart beglückt), gegen Erscheinungen, die füglich der „schönen“ Literatur zugezählt oder wenigstens (um Worte Carnaps zu gebrauchen) als „schlechter Ersatz“ für solche bezeichnet werden könnten, sind sie allerdings nicht unbedenklich über das Ziel hinausgeschossen. Aber wertvolle Anregungen kann trotzdem oder vielleicht eben darum, wegen ihrer aufreizenden Konsequenzen, gerade die Neuscholastik von dieser Seite empfangen, insbesondere auf sprachphilosophischem Gebiete, — obwohl letzteres bei Carnap mehr noch Programm als tiefeschürfende und umfassende, auf gründlicher vergleichend-sprachwissenschaftlicher Schulung basierende Analyse ist.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Wie sie etwa A. Stöhr in seinem o. e. *Lehrbuch der Logik* gibt. (Vgl. auch dessen *Algebra der Grammatik*, Wien 1898). Bezeichnenderweise ist aber Stöhr selbst keineswegs Antimetaphysiker, sondern neigt einer theistisch-spiritualistischen Weltanschauung zu.

Ist sein Hinweis auf die hier für das logische Denken liegenden Fallstricke auch nicht mehr originell, und weiß sich auch der Autor nicht immer selbst davon zu befreien,<sup>1)</sup> so bleibt darum der Versuch nicht weniger begrüßenswert, schon weil ihm in dem geschilderten geradezu herausfordernden Zusammenhang, der Ueberspitzung der positivistischen Tendenz, ein umso eindringlicherer Erfolg beschieden sein dürfte. Und liegt auch das philosophisch-mathematisch-physikalische Grenzgebiet dem Interesse der Neuscholastik, das naturgemäß mehr um die Religion enger berührende Fragen kreist, an sich etwas ferne, so darf andererseits nicht übersehen werden, daß der Aufschwung und die Entwicklung der mathematischen Naturwissenschaften zwar nicht der wertvollste, aber — an sich und in ihren praktischen Auswirkungen — vielleicht der bezeichnendste und charakteristischste Bestandteil unserer Gegenwartskultur sind, und daß deswegen, d. h. wegen seiner engen Fühlungnahme mit der exakten Wissenschaft und mehr noch wegen seiner dementsprechend streng verstandesmäßigen Geisteshaltung der szientifistische Positivismus nicht nur der an sich beachtenswerteste, sondern auch der philosophisch interessanteste Gegner der theistischen Weltanschauung ist und bleibt — mag er im übrigen der jeweils herrschenden philosophischen Zeitströmung sein Gepräge aufdrücken oder nicht.

<sup>1)</sup> In diese Rubrik gehört u. a. Carnaps Meinung, daß wir nur das als begrifflich bezeichnen dürfen, was durch Worte oder Zeichen ausdrückbar ist, (S. o. S. 10.) Ohne hier näher darauf eingehen zu wollen, möchte ich nur auf die dem entgegenstehende, m. E. begründete Auffassung von Stöhr (l. c. insbesondere S. 138 und S. 212), und Reininger (l. c. S. 76) verweisen, durch die Carnap widerlegt erscheint. Andererseits gibt uns auch kein „Konstitutions-system“, und wäre es das vollkommenste, und keine Substitution der gewöhnlichen Sprache durch die der Logistik — so nützlich sie unter Umständen sein kann — die absolute Gewähr der Ausschaltung glossomorphen Denkens, bzw. glossogoner Trugschlüsse. („Glossomorph“ und „glossogon“ — die Ausdrücke rühren von Stöhr — im weiteren Sinne genommen, d. h. sich auf Zeichen und Bezeichnungsweisen überhaupt, nicht nur auf die gewöhnliche Wortsprache beziehend. Es ist kaum einzusehen, daß und warum es nicht auch ein Denken im Banne der logistischen Bezeichnungsweise und ihrer Regeln geben könnte, — wie es ein Denken im Banne der Grammatik — speziell der (allgemein-) indogermanischen — gab und noch gibt.)